

Nachmittags packte ich eine Thermoskanne Kaffee in meinen Rucksack, zog meine Regenjacke an und holte im Vorbeigehen beim Bäcker ein Stück von der Blaubeertorte, die Lunis und ich gemocht hatten. Ich bog in die Straße ein, die ich nie wieder hatte betreten wollen und in der mich bereits die Nachbarn grüßten. Ein verhaltenes Donnern lief durch die Hitzestille, und erster Regen fiel aus dem schweren Himmel. Die Eisenstäbe des Zauns hinterließen rostige Spuren auf meiner Jacke, als ich mich hindurchdrückte. Im wilden Wein glänzten die Tropfen, bevor sie mir in den Kragen liefen. Ich zog die Kapuze hoch und blickte zu den grünen Fransen auf, in denen heute keine Bienen summten, sondern silbernes Licht plätscherte. Das Wasser war angenehm kühl auf meinem erhitzten Gesicht.

Ich setzte mich auf die zweite Terrasse hinten am Haus, die überdacht war und einer Veranda ähnelte. Dort hatte das Dach keine Löcher; die Blätter, die der Wind in die Ecken gefegt hatte, waren trocken, und sogar ein durchgesessener Korbstuhl stand noch da. Er ächzte, als ich mich setzte, aber er hielt. Der Regen rauschte nun heftig auf den ausgetrockneten Garten. Aus der geborstenen Dachrinne stürzten breite Bäche, die Silhouetten der Bäume dahinter waren jetzt verzerrt. Ein Blitz erhellte alles blendend, dann krachte ein Donnerschlag, der alles erzittern ließ. Ich liebe Gewitter. Es roch nach nasser Erde, etwas Schimmel, Blaubeertorte und neuer Energie. Das matte Gras begann sich aufzurichten, während ich einfach nur dasaß, die Zeit vergaß und daran dachte, wie es war, als ich Lunis kennenlernte.

Vielleicht muss man noch einmal an den Anfang zurückkehren, überlegte ich, um etwas beenden zu können.

Erst jetzt bemerkte ich, dass der Fuchs hier ebenfalls Schutz gesucht hatte.

Zusammengerollt lag er in einer anderen Ecke und betrachtete mich.

»Hallo«, sagte ich. Seine Schwanzspitze zuckte leicht. Er wirkte nicht krank; außerdem war die Tollwut hier schon lange ausgeremert. Die Stadtfüchse waren oft zahm. Und da ich heute noch nichts im Garten angefasst hatte, machte mir auch ein eventueller Fuchsbandwurm keine Angst. Ich warf ihm ein Stück Blaubeertorte hin. Gemächlich erhob er sich, schnupperte, kostete, fraß alles auf und leckte sich die Schnauze, bevor er sich wieder auf seinen Platz begab und in den Regen hinaussah.

»Wildtiere soll man nicht füttern!«, waren Lunis' erste Worte an mich gewesen.



### 3

Es war ein ähnlich feuchter Tag, damals. Ich saß auf einer Bank und wartete darauf, dass der Markt in dem kleinen Urlaubsort beginnen würde.

»Ja, ich weiß, dass es nicht gut ist, Wildtiere zu füttern. Aber es ist nur ein Frosch«, erwiderte ich.

Ich hatte den Mann nicht beachtet, der sich mit einem schweren Handkarren näherte.

Als der Frosch aus den welken Gräsern auf mich zugesprungen war, hatte ich mich gefreut. Frösche erinnerten mich an meine Kindheit. Oft hatte ich sie mit Mehlwürmern gefüttert, die ich für ein paar Pfennige im Zoogeschäft erstand. Frösche fressen nur, was sich bewegt. Darum hatte ich auch Geschick darin entwickelt, ihnen tote Fliegen so hinzuwerfen, dass sie sie im Sprung erwischten. Ich mochte es, ihnen zuzusehen, wenn sie hinterher befriedigt schluckten, wobei sich durch einen Reflex ihre Augen schlossen. Es wirkte so genießerisch und zufrieden. Schon damals wünschte ich mir, diese Zufriedenheit auch spüren zu können.

Es gelang mir nie, mit einem solchen Ausdruck das Fleisch herunterzuwürgen, das zu Hause auf den Tisch kam. Mir wurde wie den meisten von uns zu jener Zeit eingetrichtert, glücklich darüber sein zu müssen, dass dieses Essen überhaupt auf dem Tisch war, schließlich gab es die vielen armen hungrigen Kinder in Afrika. Und früher im Krieg habe man auch nichts zu beißen gehabt und wäre dankbar gewesen. Das alles sah ich durchaus ein. Dennoch gelang es mir nicht, den Widerwillen gegen den sonntäglichen Braten zu überwinden. Anscheinend hatte ich mit den Fröschen wenig gemeinsam. Trotzdem machte es mir heute wieder Freude, dass der Frosch meinen angebotenen Regenwurm sofort annahm. Ich mochte die goldenen Funken in seinen Augen, die Zeichnung auf seinem Rücken und die souveräne Art, wie er mit seinen langen Beinen umging. Schon immer war ich froh gewesen, dass Frösche Frösche blieben und keine Prinzen wurden. Viel erstaunlicher ist doch die Wandlung von der Kaulquappe zum Frosch. Was für ein Nichts ist dagegen ein Prinz!

Die Einmischung des Fremden störte mich. Was ging ihn mein Tun an, auch wenn er im Prinzip recht hatte? Ich hatte dem Frosch keine Bratwurst angeboten. Es handelte sich um

artgerechte Nahrung. Ich hätte dem Mann gar nicht antworten sollen, überlegte ich gerade, da blieb er stehen und betrachtete den Frosch. »Der sieht allerdings recht zufrieden aus«, sagte er. Das erschien mir wie ein unheimliches Echo meiner Gedanken. Etwas zu hastig sprang ich auf, um dem Fremden wenigstens auf Augenhöhe zu begegnen. Der Frosch erschrak und hüpfte zurück ins Gebüsch.

Der Mann aber war bereits mit seinem Handkarren auf dem Weg zur nächstgelegenen Bretterbude, die er aufschloss und einzuräumen begann. Er würdigte mich keines weiteren Blickes.

Ich schlenderte über den Markt, kaufte mir ein Brötchen und sah zu, wie die Händler ihre Stände öffneten. Ich war im Urlaub und hatte Zeit. In diesem kleinen Ort wurde auf dem Markt noch Kunsthandwerk verkauft. Es war kein Rummel mit Schießbuden und Riesenrädern. Es gab alte Spinnräder und moderne Keramik, traditionellen Blaudruck und experimentelle Schrottplastik. Dazwischen gelbe Zucchini und erstaunlich riesige Sträuße aus Sonnenblumen und Rittersporn. Ich kaufte nichts. Ich sammelte Farben und Gerüche, Gesprächsfetzen und Gelächter, genoss den Wind und sorglos blauen Himmel. Eine zeitlose Weile später fand ich mich am Ende meines Rundgangs vor dem Stand des Mannes mit dem Handkarren und dem angenehmen Bariton wieder. Ich bemerkte nicht gleich, dass es sein Stand war, weil mein Blick von seiner Ware angezogen wurde.

»Aha, Sie haben die Erinnerung an den Frosch verewigt«, sagte er und zeigte auf mich. Verwirrt sah ich an mir herunter und stellte fest, dass die Stachelbeerkonfitüre von meinem Brötchen auf mein T-Shirt getropft war. Tatsächlich sah der grünbraune Fleck einem Frosch ähnlich. Ich wusste nicht, ob ich lachen oder peinlich berührt sein sollte. Als ich jedoch dem Blick meines Gegenübers begegnete, lag darin so viel übermütige Heiterkeit, dass ich nicht anders konnte als ihn anzulächeln. Ich schätzte, dass er ein paar Jahre älter als ich war, über vierzig jedenfalls. Er hatte graue Schläfen und auch sonst Silberfäden im dichten, etwas zu langen Haar, dazu einen gepflegten Bart, der noch so schwarz war, dass er das Licht zu schlucken schien. Seine Augen wirkten ungewöhnlich groß und erinnerten mich an eine herbstliche Dämmerung, zwischen Grau und Blau, kühl und voller Licht, mit ein wenig Schwermut im Hintergrund.

»Haben Sie diese Landschaften gemacht?« Mein Finger berührte wie von selbst den Rand einer gläsernen Schale und damit die filigranen Äste eines Baumes auf einer Wiese. Beides war kaum zu ahnen, ein Hauch nur, ein Traumbild. Ich hatte das Gefühl, dass die Szene beim nächsten Hinsehen verschwunden sein könnte, als wäre die Oberfläche nur für diesen Augenblick von unserem Atem beschlagen. Doch das Bild blieb, auch als Wolken über die Sonne fuhren und das Licht durch diesen Lidschlag des Himmels wechselte. Der Baum hatte Charakter, trug einen Ausdruck; ich war mir nicht sicher ob absichtlich. Aus der Wiese stieg Nebel, Gräser bogen sich vom Tau.

»Ja«, sagte der Mann und widmete sich wieder seiner Arbeit. »Die Teller und Gefäße nicht,

die Bilder ja.«

Er hielt ein Trinkglas in der Hand, bevor er den Stift ansetzte. Aber es war gar kein Stift, sondern ein elektrisches Gerät, das er wie einen solchen gebrauchte. Ich weiß nicht, warum ich erwartet hatte, dass sein Handwerk lautlos vonstattenginge. Es hätte eben besser zu den Ergebnissen gepasst. Stattdessen ertönte ein lautes, unangenehmes Geräusch. Ich hätte mir gern die Ohren zugehalten, konnte es aber nicht lassen, über all die Oberflächen zu streichen, die sich auf dem rauen Tresen ausbreiteten. Matt und samtig an einigen Stellen, dort Einkerbungen, hier Dellen, kaum spürbar, gelegentlich ein gewollt unregelmäßiger Rand, ein Riss, der keiner war, gekonnt nur so wirkte. Ein raffiniertes Spiel mit dem Betrachter, dem Licht und dem Material. Dieser Mann machte ein starres Medium gefügig, ohne es zu brechen.

Er hatte zu wenig Raum hinter dem Stand. Eine unkluge Bewegung mit dem Arm, schon stieß sein Ellenbogen gegen etwas, das auf das Kopfsteinpflaster fiel und in Scherben zersprang. Es handelte sich um eines der wenigen farbigen Teile in seinem Angebot, eine flache Schale, vielleicht als Kuchenplatte zu gebrauchen. Nun nicht mehr. Reflexartig bückte ich mich, um die Scherben aufzusammeln, die seinen bloßen Füßen in den brüchigen Sandalen gefährlich nahe kamen.

»Lassen Sie liegen, das mach ich später«, sagte er ohne eine Spur von Ärger in der Stimme und blickte konzentriert auf seine Arbeit.

»Schade um das schöne Stück«, sagte ich traurig.

»Ach was. Für mich sind die Sachen immer nur so lange interessant, wie ich daran arbeite«, sagte er. »Ich muss hier aufpassen, bitte stören Sie mich nicht.«

Was machte er eigentlich, wenn Kunden kamen? Wollte er überhaupt welche?

Ich schwieg, sammelte die Scherben in eine herumliegende Tüte und zog mich auf die Bank zurück, an der ich vorhin den Frosch getroffen hatte. Der Glasmann beachtete mich nicht weiter.

Die Wärme des Tages, trotz ihrer Dichte kühler als in der Stadt, legte sich wie Frieden um mich, während sich meine Hände wie unter einem freundlichen Zwang mit dem beschäftigten, was gerade zerbrochen war.

Es war Ende August. Diese Zeit versetzte mich immer in einen besonderen Zustand. Ich mochte es, wenn das Licht nach der Sonnenwende auf der Rückseite des Sommers ins Wehmütige, Warme kippte, weil die Sonne schon bald tiefer stand, helle Finger unter die Oberflächen schob und manches in ein überraschendes Licht rückte. Konturen wurden schärfer. Die Luft schien so klar, dass ich manchmal befürchtete, wenn ich zu laut redete oder zu heftig auftrat, könnte sie in Scherben zerbrechen wie das Glas und mir vor die Füße fallen, sodass ich nicht wüsste, wie ich weitergehen sollte, ohne hineinzutreten. Kleine Dinge wie filigrane Wesen und hauchdünne Blüten, die ich im Brennen des Sommers übersehen hätte, nahm ich nun wahr, weil sie lange Schatten warfen. Selbst das Glänzen auf

Libellenflügeln wirkte jetzt anders.

Auch die Wärme in der Luft änderte sich mit dem Licht und fing kaum merklich an, zu einer Erinnerung zu werden. Sie kam wie eine Überraschung mehr von unten als von oben, stieg aus den Seen auf, die sie gespeichert hatten, und aus der Erde, die sie festhielt. Alles wurde kostbarer, tiefer, weicher und würziger. Frühling und Sommer lagen jetzt auf der Zunge wie der Nachhall eines Aromas, gewürzt mit der Ahnung eines neuen Herbstes, nach der Freude darüber, dass ich nicht an einem Ort lebte, wo es nie Schnee gab und die Palmen ewig grün blieben. Ich durfte in einem Land sein, in dem sich die Blätter färbten, fielen und flüsternd unter meinen Schritten vergingen, nachdem Raureif sie noch einmal mit verzweifelter, trotziger Schönheit bemalt hatte. In einer Gegend, in der sie jedes Mal wiederkehrten, sich hellgrün entfalteten wie eine neue Hoffnung. Auch für mich, als Belohnung, wenn ich den Winter durchlaufen hatte, die Frostluft eingeatmet, obwohl sie in der Lunge biss und auch die langen dunklen Nächte irgendwie mit Licht befüllt hatte.

Vielleicht war es die tiefe Sehnsucht nach eben diesen letzten reichen Sommertagen und den frühen Herbstfarben, die diese Tage auch damals schon unterstrich, sie schwer und leicht machte, bittersüß und bunt, und die Begegnung mit dem Glasmann mit ihren Folgen ermöglichte. Ich liebe diese Jahreszeit leidenschaftlicher noch als alle anderen, gerade weil sie eine schwierige, erschrockene, gefährliche, triumphierende Gratwanderung zwischen allem ist, zwischen Freude und Schmerz, Sehnsucht und Angekommensein, Angst und Glück. Vielleicht gefällt mir jetzt, so viele Jahre später, mein augenblickliches Lebensalter so sehr, weil es mich genau dorthin stellt, in diese letzten warmen Sommertage, mit viel mehr Klarheit als zuvor und mit all dem jetzt echten Wissen um die Kostbarkeit des Augenblicks, um das Leuchten, das aus der Vergänglichkeit kommt. Gerade in solchen Tagen ist es so beängstigend und überwältigend großartig, Teil zu sein von all dem, was im Herbst abends mit dem Tau und morgens mit dem neuen, anderen Wind in der Luft liegt.

Ich bin jedes Mal bereit für den Herbst, aber noch nie so sehr wie heute. Er mag mir geben, was er zu geben hat. Ich will alles nehmen und nichts übersehen. Ich kann ihm nichts zurückgeben, außer Worten vielleicht, die er nicht braucht. Aber ich nehme es trotzdem. Ich geniere mich nicht mehr deswegen. Ich bin alt genug, um mich nicht mehr zu schämen. Bald werde ich *September* auf meine Fahne schreiben und den Fledermäusen zuwinken, die vor meinem Fenster unter dem Mond in einem wilden Tanz kreisen, als wäre es der letzte. Ich kann nicht mit ihnen fliegen, aber ich kann Zeuge sein. Ich werde auf den Seen paddeln und im dunkelnden Wasser schwimmen, solange ich das Kälterwerden aushalte. Ich werde auf diesen herbstlichen Wegen wandern, deren Enden unsichtbar im Nebel liegen, und durch sein fallendes Laub, auch dort, wo es mir bis zu den Knien reicht und mich zu Fall bringen wird, weil ich das Schlammloch darunter nicht sehen konnte. Ich würde weich fallen, wenn ich fiel. Ich werde in ihn hineinfallen und es wird genau da sein, wo ich sein will.